

Jenseits des Zorns

# Jenseits des Zorns

Kriminalroman  
von Esther Pauchard

LOKWORT

Der Lokwort Verlag wird vom Bundesamt für Kultur für die Jahre 2026–2028 unterstützt.

## *Kapitel 1*

Informationen zur EU-Verordnung über die allgemeine Produktsicherheit:

Buchverlag Lokwort, Aegertenstrasse 73, CH-3005 Bern  
(verlag@lokwort.ch)

VAL Silberschnur, Steinstraße 1, D-56593 Göllesheim  
(val@silberschnur.de)

Umschlagbild: Samuel Hess

Lektorat: KAISERworte, Esther Kaiser Messerli

Gestaltung: arsnova, Luzern

Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

© 2026 Buchverlag Lokwort, Bern

Abdruckrechte nach Rücksprache mit dem Verlag

ISBN 978-3-906806-60-0

www.lokwort.ch

«Ka, du musst kommen. Wir brauchen dich hier, so schnell wie möglich.» Martina Kellers Stimme klang gepresst.

Ich warf einen verdrossenen Blick auf meine Armbanduhr. Viertel nach sechs.

«Ich wollte gerade nach Hause gehen. Worum handelt es sich denn?»

«Die Neuaufnahme von heute Nachmittag. Sie ist kaum mehr ansprechbar, wirkt fast kataton. Wir wissen nicht, was auf einmal los ist – das Aufnahmegespräch war erst vor zwei Stunden, da wirkte sie noch völlig unauffällig und war im Gespräch bestens erreichbar.»

«Kann nicht der Dienstarzt nach ihr sehen? Der hat doch schon die Aufnahme gemacht und kennt die Frau», knurrte ich missmutig.

Martina holte zitternd Luft. «Sahia hat Dienst. Ich habe sie eben angerufen, aber sie kann nicht kommen – sie ist schon an der nächsten Aufnahme, und so, wie es klingt, steckt sie für eine Weile fest. Eine Zwangseinweisung, heikle Sache offenbar.»

«Und Marco?» Meine stille Hoffnung, dass der Assistenzarzt meiner Station den Fall übernehmen würde, zerschlug sich durch Martinas knappe Replik: «Schon weg.»

Ich seufzte. Natürlich.

«Wie heisst die Patientin? Ich will mich kurz einlesen, dann komme ich», erwiderte ich ergeben.

«Nun ...» Martina hüstelte. «Du kennst Sahia, sie ist nett und gibt sich sehr Mühe, aber bezüglich Dokumentation

ist sie nicht die Schnellste, und selbst wenn sie bereits dazu gekommen wäre, einen Eintrittsbericht zu verfassen ...»

Rücksichtsvoll verzichtete sie darauf, den Satz zu Ende zu führen.

Ich verstand sie auch so: Die arabischstämmige junge Ärztin, wenn auch durchaus engagiert, gut ausgebildet und medizinisch versiert, war der deutschen Sprache kaum mächtig. Ihre Berichte waren entsprechend kryptisch, ultrakurz und für unkundige Leser weitestgehend nutzlos.

«Ich bin schon unterwegs», sagte ich resigniert und beendete das Gespräch.

Dieser Tag, so hielt ich mir grimmig vor Augen, während ich eilig über das Klinikareal hastete, war besonders nervenaufreibend gewesen. Und meine hoffnungsvollen Pläne, nun wohlverdient Feierabend zu machen, entspannt nach Hause zu fahren und dann gemütlich ein nahrhaftes Abendessen für die Familie zu kochen, gingen gerade gehörig in die Binsen.

Während ich vorwärtsmarschierte, in direktem Kurs auf meine Station, zog ich mein privates Mobiltelefon hervor und tippte rasch eine Nachricht in unseren Familienchat.

«Sorry, werde in der Klinik aufgehalten, kann nicht kochen – Jana oder Mia, würde eine von euch übernehmen?»

Noch während ich die steinernen Treppenstufen zum Gebäude 3 erklimmte, kam bereits die Antwort von Jana, meiner älteren Tochter: «SCHON WIEDER? Na gut, ich kümmer mich darum.»

Ich stiess ein gepresstes Dankgebet gen Himmel, durchströmt von impulsiver Wertschätzung für unsere Töchter, die mittlerweile mehr junge Frauen als Kinder waren, zwei Gegenüber auf Augenhöhe. Wie hatte ich es früher geschafft,

Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen, als die beiden noch klein und bedürftig, als sie permanent auf eine erwachsene Bezugsperson angewiesen gewesen waren? Wie hatte ich überlebt?

Dann hatte ich das zweite Stockwerk erreicht und stiess die Glastür zu meiner Abteilung auf.

«Ah, Frau Doktor Bergen – gut, dass ich Sie sehe!»

Ulrich Rogger, ein distinktiert wirkender Patient mittleren Alters, der erst vor zwei Tagen eingetreten war, hielt mit erfreuter Miene auf mich zu. «Ich wollte ohnehin etwas mit Ihnen besprechen.»

Ich hob im Vorbeigehen eine Hand, eine nicht unfreundliche, aber klare Geste der Abwehr. «Tut mir leid, Herr Rogger, nicht jetzt – meine Dienstzeit ist eigentlich vorbei, ich bin nur wegen eines Notfalls hier.»

Die gekränkte Miene des Patienten entschieden ignorierend, betrat ich das Stationszimmer der Pflege.

Martina Keller sass am Laptop und studierte mit gerunzelter Stirn einen Eintrag im Patientenadministrationssystem. Als sie mich erblickte, schoss sie hoch.

«Ka, super, danke, dass du es möglich machen kannst!»

Ich nickte und bedeutete Martina, einer dynamischen Pflegefachfrau Mitte dreissig mit rasselkurzen, karottenroten Haaren, mit einer knappen Handbewegung, sich wieder hinzusetzen.

«Worum handelt es sich?»

Martina liess sich auf ihren Bürostuhl zurücksinken.

«Sonya Del Ponte», berichtete sie geschäftsmässig, den Laptop zu sich hinziehend. «22 Jahre alt, von Beruf Verkäuferin. Zugewiesen vom Spital Thun. Ihre besorgten Eltern

hatten sie offenbar auf die Notfallstation gebracht, und der zugezogene Notfallpsychiater befand dann, dass es einen stationären Aufenthalt brauche, wegen traumatischen Erlebnissen und latenter Suizidalität.»

Ich verzog das Gesicht. «Latente Suizidalität? Warum ist sie dann direkt auf unsere Station eingetreten? Weshalb nicht auf eine geschlossene Akutstation?»

Martina zuckte mit den Achseln. «Das wäre ursprünglich die Idee gewesen, die 1a hätte sie aufnehmen sollen, aber ... du weißt ja, wie das ist. Kurz vorher wurde der Abteilung eine andere, dringendere Aufnahme reingedrückt, und der Platz war vergeben. Und alle anderen Aufnahmestationen quellen über. Was hatte die Bettenplanung da für eine Wahl? Frau Del Ponte schien vertragsfähig und war bereit, freiwillig einzutreten. Deshalb schien eine Aufnahme direkt bei uns akzeptabel.»

«Wie so häufig», seufzte ich. «Weisst du, um welche Art traumatischer Erlebnisse es sich handelt?»

«Nicht so genau», räumte Martina ein. «Sie musste operiert werden, vor ungefähr einem Monat, nach einem Vorfall – einem Angriff oder Unfall? Genau konnte Sahia», ein vielsagendes Kopfschütteln, «es nicht ermitteln, und der Einweisungsbericht der zuweisenden Notfallstation war offenbar noch nicht verfügbar. Auf jeden Fall scheint es sich um ein gewaltsames Ereignis zu handeln, das die junge Frau nicht verarbeiten kann. Deshalb die Einweisung zu uns.»

«Waren die Eltern mit am Aufnahmegespräch?»

«Ja, aber sie wirkten sehr verhalten, gehemmt. Als wäre es ihnen nicht recht, vor ihrer Tochter offen zu sprechen.»

«Sind sie noch da?»

«Nein, sie sind gegangen.»

«Okay. Und was ist nun passiert?»

Martina blies ihre Wangen auf. «Nun, während des Aufnahmegesprächs wirkte die Patientin beinahe unauffällig. Sie sprach wenig und leise, vermied Blickkontakt, aber sie antwortete präzise auf alle Fragen und beteiligte sich kooperativ am Gespräch. Sie versicherte, nicht akut suizidal zu sein, und gab an, mit dem Aufenthalt bei uns einverstanden zu sein – nicht begeistert, aber einverstanden. Ich hatte ein gutes Gefühl bei der Sache. Nach dem Gespräch begleitete ich sie auf ihr Zimmer, stellte ihr ihre Mitpatientin vor – Ana Beliz, das passt ganz gut, finde ich, ebenfalls eine jüngere, eher schüchterne Frau mit depressiven Tendenzen – und half ihr, ihre Effekten in den Schrank zu räumen. Frau Beliz hat sie dann in den Aufenthaltsraum mitgenommen, um mit ihr einen Kaffee zu trinken, und alles schien bestens – bis Frau Beliz vor einer Viertelstunde aufkreuzte und aufgeregt schilderte, die neue Patientin sei wie weggetreten.»

«Weggetreten?» Ich hob eine Augenbraue.

Martina machte eine beredte Geste. «So schlecht ist diese Bezeichnung gar nicht. Denn als ich kurz darauf hinzukam, sass Frau Del Ponte wie eine Statue an ihrem Platz am Tisch. Ihr Blick ging ins Leere, und sie reagierte weder auf Ansprache noch auf Berührung. Fast wie eine Schaufensterpuppe.»

«Wo ist sie jetzt?»

«Noch immer im Aufenthaltsraum. Penelope ist bei ihr.»

Ich nickte. Penelope war eine sehr junge Pflegepraktikantin, aber wach und fit und sehr fähig.

«Haben wir eine UP?»

«Noch nicht», beschied Martina knapp.

Es wäre, so sagte ich mir, auch zu schön gewesen, wenn uns so früh nach der Aufnahme bereits die Resultate einer

Drogen-Urinprobe vorgelegen hätten. «Hat die Patientin eine Vorgeschichte mit Psychosen?»

«Nicht, dass ich wüsste. Aber ich weiss wirklich noch sehr wenig.»

«Gab es denn im Gesprächsverlauf Hinweise auf ein psychotisches Erleben? Wahnhinhalte, Anhaltspunkte für Halluzinationen, Denkstörungen? Motorische Auffälligkeiten?»

Martina schüttelte entschieden den Kopf. «Keine. Wie gesagt: Sie wirkte im Umgang zurückhaltend, aber unauffällig.»

«Ist die Medikation bereits verordnet?»

«Nein. Sahia will im Verlauf noch Reserve verordnen. Aber offenbar nimmt die Patientin normalerweise keine Medikamente, und bei einer bekannten Psychose wäre doch eine Fixmedikation zu erwarten, oder?»

«Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Ist der Eintrittsbericht vom Spital Thun mittlerweile im System verfügbar?»

«Noch nicht. Ich habe es eben geprüft.»

Ich prustete. Also ein Blindflug, Na grossartig.

«Was soll's. Gehen wir», sagte ich matt und erhob mich.

Der weitläufige Aufenthaltsraum der Station 3b war wie immer: unordentlich, aber gemütlich, die Luft im Raum warm und ein wenig abgestanden. Grüppchen von Patienten hatten sich hier und da formiert – vier jüngere Patienten johlten lautstark bei einer lebhaften Partie UNO, zwei ältere Damen waren in eine ernste Unterhaltung vertieft, ein sehr blasser junger Mann sass konzentriert an seinem Laptop, die Ohren mit Headphones zugestöpselt, und Herr Rogger warf mir hinter einer Zeitschrift hervor erneut gereizte Blicke zu.

Dann fiel mein Blick auf Penelope, unsere achtzehnjährige Pflegepraktikantin, elfenhaft klein, mit goldbraunen, halb-

langen Haaren. Ihr zartgliedriger Körperbau wurde allerdings durch eine ausgeprägte natürliche Präsenz und Autorität im Auftreten kontrastiert. Penelope beugte sich über eine junge Frau, die unbeweglich am Tisch sass.

Ich näherte mich behutsam, bis ich neben der Patientin am Tisch stand. Liess mich in die Hocke sinken.

«Frau Del Ponte?», begann ich mit sanfter Stimme. «Mein Name ist Cassandra Bergen, ich bin die Oberärztin dieser Station.»

Keine Reaktion. Die junge Frau blickte starr vor sich auf den Tisch, ohne die halbleere Kaffeetasse und die aufgeschlagene Zeitung auf der Tischplatte wirklich wahrzunehmen. Sie schien völlig in sich versunken zu sein.

Ich liess mich nicht beirren. «Ich wurde von der Pflege gerufen, weil sich Ihr Zustand abrupt verändert habe. Frau Del Ponte? Können Sie mir sagen, was in Ihnen vorgeht?»

Nichts. Als hätte sie mich nicht gehört.

«Wie mir berichtet wurde», fuhr ich fort, «sind Sie erst vor kurzem auf unsere Station eingetreten. Sie befinden sich in der Klinik Eschenberg in Weilen, auf der Station 3b, einer Spezialstation für Abhängigkeitserkrankungen und Doppel-diagnose.» Eine Station, dachte ich zynisch bei mir, auf die Sie nicht gehören, aber auf die Sie aufgenommen wurden, weil sonst nirgends Platz war. «Erinnern Sie sich an das Aufnahmegespräch? Ihre Eltern seien mit dabei gewesen.»

Keine Regung.

Nachdenklich liess ich mich auf die Hacken zurücksinken, betrachtete die junge Frau aus ein wenig Distanz.

Eine auffallend schöne Frau, mit langen, gewellten, fast pechschwarzen Haaren und einem Teint, der mir wie ihr Nachname etwas über eine mediterrane Abstammung verriet.

Hohe, gewölbte Augenbrauen über dunklen Augen, volle Lippen, elegante Kleidung. Sehr gepflegt – zumindest auf den ersten Blick. Das drapierte dunkelgrüne Top, das sie trug, war zerknittert, als hätte sie es achtlos übergeworfen, und die künstlichen, mit Strass verzierten Fingernägel sahen auch für mein völlig unkundiges Auge so aus, als müssten sie dringend aufgefrischt werden. Sie trug kein Make-Up.

«Frau Del Ponte, erschrecken Sie nicht – ich fasse an Ihren Unterarm, ja?»

Keine Reaktion.

Sachte hob ich den Arm der Frau. Nachgiebig. Die Muskulatur weich, entspannt. Als ich den Arm losliess, sank er in ihren Schoß zurück.

Sah nicht nach Katatonie aus, denn dann hätte ich eine motorische Starre erwartet, Haltungstereotypien. Der Arm der Frau wäre wahrscheinlich in der von mir vorgegebenen neuen Position erstarrt, wie bei einer Schaufensterpuppe.

Gut.

Ich betrachtete ihr Gesicht. Sie wirkte in sich gekehrt, wie versunken in eine innere Debatte, die Stirn leicht gerunzelt, die Augen huschten in raschen Sakkaden hin und her. Da ging etwas Wichtiges in ihr vor. Etwas, was sie uns nicht mitteilen wollte. Nicht mitteilen konnte?

Ich sandte meine Instinkte aus, nahm wahr, verarbeitete halb bewusst aufgenommene Informationen. Prüfte mein Bauchgefühl. Dann traf ich eine Entscheidung.

«Frau Del Ponte», hob ich an, in einem nüchterneren, geschäftsmässigeren Tonfall als zuvor, mit lauterer Stimme. «Ganz offenbar läuft da viel in Ihrem Inneren ab, Dinge, die Sie nicht mit uns teilen können oder wollen. Das respektiere ich. Allerdings bin ich Psychiaterin, und als Oberärztin die-

ser Station trage ich Verantwortung für die mir anvertrauten Patienten. Ich benötige grundlegende Informationen von Ihnen. Ich muss wissen, ob Sie direkt gefährdet sind, ob Sie an Suizid denken, ob Sie vertragsfähig sind, ob es zu verantworten ist, Sie hier zu behalten, auf einer offenen Station. Ich benötige eine grundlegende Kooperation von Ihnen. Und ich bin zuversichtlich, dass Sie diese grundlegende Kooperation aufbringen können.»

Sie blinzelte. Dann wandte sie langsam den Kopf und blickte mich an. Nach wie vor wortlos, aber ihre Augen waren wach und klar. Abschätzend.

«Ich würde», fuhr ich ernst fort, den Blick mit ihrem verschränkt, «Sie gerne auf dieser Station behalten, statt eine Notfallübung zu veranstalten und Sie zur Überwachung auf eine geschlossene Abteilung zu überweisen. Ich würde lieber mit Ihnen zusammenarbeiten als über Ihren Kopf hinweg zu entscheiden. Einverstanden?»

Ein hauchdünnes Lächeln formierte sich um ihre Lippen. «Wie sollte ich damit nicht einverstanden sein?»

Eine dunkle, melodische Stimme, viel tiefer als erwartet. Eine sehr erwachsene Stimme, die nicht recht zu ihrer Jugend passte. Und auch nicht zum Bild der schüchternen, in sich gekehrten jungen Patientin, die Martina beschrieben hatte.

«Schön», erwiderte ich freundlich. «Können Sie mir erklären, was hier gerade passiert ist?»

Ihr Blick wandte sich kurz ab, in innerer Beratschlagung.

Dann sah sie wieder zu mir auf. «Lieber nicht. Aber ich kann Ihnen versichern, dass ich nicht an Suizid denke, dass ich mir nichts antun, sondern mit Ihnen kooperieren werde. Eine Überweisung auf eine geschlossene Station ist nicht notwendig, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.»

Wieder blickten wir einander eine Weile an, und wieder prüfte ich mein Bauchgefühl.

Konnte ich der Frau trauen? Mich auf ihre Aussage verlassen?

Rasch blickte ich zu Penelope auf, die stumm daneben gestanden hatte und nachdenklich wirkte.

Auf meinen fragenden Blick hin nickte sie kurz und wortlos. Auch sie nahm der Frau ab, was sie sagte.

«In Ordnung», erwiderte ich in abschliessendem Tonfall.

«Ich muss aufstehen», ich ächzte und erhob mich, «meine Knie sind für längerfristiges Kauern nicht mehr gemacht. Man wird nicht jünger.»

Wieder dieses hauchfeine, kaum wahrnehmbare Lächeln.

Ich streckte mich. «Ich werde Ihnen für alle Fälle Reserve-medikation verordnen. Nein», nahm ich die aufkeimende Frage der Patientin vorweg, «Sie müssen sie nicht einnehmen, solange Sie stabil sind, es ist ein Angebot, nicht mehr. Und ich verordne Ihnen in erster Linie pflanzliche, leichte Präparate, gegen Unruhe und Schlaflosigkeit, die Sie bedenkenlos verwenden können. Nur im Notfall müssten wir auf stärkere Substanzen zurückgreifen. Wir haben kein Interesse daran, Sie zuzudröhnen.»

Sie nickte leicht, offenbar zufrieden mit der Auskunft.

«Aber ich bin darauf angewiesen, dass Sie zu jeder Zeit die Fragen meiner Mitarbeiter beantworten, im Kontakt mit ihnen bleiben, spürbar bleiben. Verstanden?»

Wieder nickte sie.

«Wir beide werden uns morgen zu einem ersten Gespräch treffen, um das weitere Vorgehen zu planen. Dann sehen wir weiter. Haben Sie noch Fragen?»

«Nein.» Sonya Del Ponte erhob sich, eine flüssige, geschmeidige Bewegung. Sie war mittelgross, ein wenig grös-

ser als ich. «Danke sehr.» Ein reserviertes Lächeln. «Darf ich mich in mein Zimmer zurückziehen?»

«Aber natürlich.»

Ich sah zu, wie die junge Frau ihre Zeitung und die Kaffeetasse ergriff, mit kontrollierten, geordneten Bewegungen. Im Hinausgehen platzierte sie die gebrauchte Tasse sorgsam auf dem dafür vorgesehenen Trolley. Dann verliess sie den Raum.

Eine interessante Person, fand ich. Vielschichtig. Ich war gespannt darauf, ihre Geschichte zu ergründen.

«Gehen wir ins Stationszimmer», sagte ich zu Penelope, «dann mache ich die nötigen Verordnungen.»

Es war schon fast halb acht, als ich endlich zuhause ankam. Ich warf meine Schuhe ab, schmiss meine Handtasche in ihre angestammte Nische im Eingang und folgte den vielversprechenden Geräuschen und Gerüchen in die Küche, wo ich Jana, unsere Ältere, vorfand, die mit konzentrierter Miene am Herd hantierte, die langen rötlichen Haare zu einem nachlässigen Dutt auf dem Kopf zusammengerafft.

«Hmm», schnupperte ich anerkennend, «riecht wunderbar.»

«Ich habe ein Risotto mit Gemüse improvisiert, mit allem, was ich im Kühlschrank gefunden habe. Mama?» Sie blickte auf, ihre Miene ernst. «Etwas ist mit Papa.»

Ich runzelte die Stirn. «Wie meinst du das? Was ist mit Papa?»

Statt einer Antwort wies Jana mit dem Kinn in Richtung Wohnzimmer.

Beunruhigt durchmass ich den kurzen Korridor zwischen Küche und Wohnzimmer mit einigen wenigen, eiligen Schritten.